



Sprache – Zeitkritik – Erinnerungen

Rhetorische Miszellen

Lutz Götze

Lutz Götze
Sprache – Zeitkritik – Erinnerungen

Rhetorik in Europa,
herausgegeben von Norbert Gutenberg und Peter Riemer
Band 5

Lutz Götze

Sprache – Zeitkritik – Erinnerungen

Rhetorische Miszellen

Umschlagabbildung: Gipsabguss einer Büste des Isokrates
© Archäologisches Institut der Universität Göttingen, Photo: Stephan Eckardt

ISBN 978-3-7329-0907-0
ISBN E-Book 978-3-7329-9042-9
ISSN 2510-389X

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2023. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Reihenherausgeber 9

Vorwort des Autors 11

SPRACHE

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute 15

Sprache und Sprachen: Sprachenvielfalt, Sprache
und Denken, Sprachreinigung 25

Die Rolle der Sprache in der Interkulturellen Kommunikation 35

Überfordert die Schreibschrift unsere Kinder?
Ein Plädoyer gegen ihre Abschaffung 45

Wider die „Leichte Sprache“! 53

Das Französische in der Debatte.
Anglizismen und „l’écriture inclusive“:
Chance oder Bedrohung der Sprache? 61

Vom Wahn des Genders 69

Zeit und Tempus 73

Zeit- und Raumbegriffe in Ost und West 77

PEN-Deutschland in der Krise? 91

„Lied der Deutschen“ 97

ZEITKRITIK

Zeitmanagement und Zeitwohlstand 103

Demokratie und Zeit 111

Tradition und Kulturelles Gedächtnis	117
Digitalisierung oder Werteorientierung	123
Sattelzeit	129
Macht und Ohnmacht der Vernunft	135
Vom Wahn und von der Erkenntnis	139
Von der Gelassenheit	147
Von Menschen und Seuchen	153
Ist die Aufklärung gescheitert?	161
Vom Missbrauch der Aufklärung	167
Tiefe Potsdamer Einsicht	173
Eristische Dialektik. Oder: eine Anleitung zur Rechthaberei	177
Ich glaube an meine eigene Wahrheit. Ich habe Recht	185
Wissen und „subjektive Wahrheiten“	193
Manichäisches Denken der Jetztzeit	199
Körperliche Unversehrtheit des Einzelnen und die Freiheit der Anderen	205
Du musst dein Leben ändern!	209
Putin und München 1938	221
Zehn Ratschläge für das Alter – Doch auch für Jüngere geeignet	227

ERINNERUNGEN

Msia Gwenzadse	233
Hans Mayer	237
Max Colpet	243
Giwi Margwelaschwili	247
Martin Benrath	255
Herbert Reinecker	259

Albert Gouaffo	263
Narin Sachdev	265
Klaus Vetter	269
Margot Hielscher	271
Günter Grass	275
Egon Bahr	279
Stefan Heym	283
Barbara Sandig	285
 Literatur	 287

Vorwort der Reihenherausgeber

Warum gehört ein Band, der nicht explizit ein rhetoriktheoretisches oder rhetorikgeschichtliches Thema behandelt, in diese Reihe? Von einem Autor, der vor allem als Verfasser einer deutschen Grammatik, eines Rechtschreibwörterbuchs und zahlreicher Arbeiten auf dem Feld ‚Deutsch als Fremdsprache‘ hervorgetreten ist?

Lutz Götze hat sich in seinen Publikationen immer schon grundsätzlich mit Rhetorik-Theorie und -Didaktik befasst. Denn eine Grammatik ist schlechthin die Normenlehre der von Quintilian geforderten *latinitas*, die Orthographie gibt der Rhetorik des Schreibens buchstäblich die Regeln; und wer im Bereich ‚Deutsch-als-Fremdsprache‘ forscht und lehrt, bezieht zugleich auch die Rhetorik interkultureller Kommunikation mit ein. Viele der hier versammelten Miszellen, insbesondere im Kapitel ‚Sprache‘, aber auch einige im Kapitel ‚Zeitkritik‘, sind rhetorische Reflexionen *sine verbo*, einige benutzen sogar rhetorik-immanente Termini, z. B. ‚eristische Dialektik‘, einige arbeiten mit Konzepten, die zum Kern rhetorischen Denkens gehören: Vernunft, Wahrheit, Aufklärung, Freiheit, Demokratie.

Die ‚Erinnerungen‘ schließlich sind panegyrische Porträts, personale Reminiszenzen, die eine neue Lesart von ‚memoria‘ inspirieren.

Damit sind wir beim zweiten Argument, warum dieses Buch in die Reihe ‚Rhetorik in Europa‘ gehört: Die Texte sind selber rhetorische Sprachwerke, Debattenbeiträge in einem politischen und kulturellen europäischen Diskurs. Zwar sind es Texte und keine Reden, aber ihre Publikation widerlegt trotzdem Götterts Vorwurf einer ‚Redevergessenheit‘ der rhetorischen Wissenschaft (Göttert, Karl-Heinz: *Mythos Redemacht*, 2. Aufl. 2013); dieser Vorwurf wirkt ohnehin marketinggetrieben, weil weder der US-amerikanische rhetorical criticism noch die deutsche Sprechwissenschaft noch die Tübinger Rhetorik jemals die historische und aktuelle rhetorische Praxis ignoriert haben.

Ja, es sind keine Reden, die wir hier publizieren, aber wer Lutz Götze persönlich kennt, der hört ihn mitunter sprechen beim Lesen der Texte, diesen wortgewaltigen Debattierer, mitunter sieht man ihn vor sich, diesen streitbaren

Zeitgenossen, wie er mit weitausholender Geste alles vom Tisch wischt, was gegen Vernunft, Aufklärung, Moral steht. Viele dieser Miszellen könnten als Beispiel für ein *genos philippikon* gelten, wenn es denn ein solches gäbe: Reden oder Schriften, die, wie Demosthenes gegen Philipp von Makedonien, gegen Irrationalität, Demokratiefeindlichkeit und Intoleranz wettern.

Wir warten auf sein nächstes Buch!

Norbert Gutenberg, Peter Riemer

Vorwort des Autors

Dieser Band versammelt im ersten Teil Essays zu Problemen der deutschen und anderen Sprachen der Gegenwart, darunter zum sprachlichen Handeln, zum Zeit- und Raumbegriff in Ost und West, zur geschlechterdifferenzierenden Schreibung, zur Ein-und-Mehrsprachigkeit, zur Rolle der deutschen Sprache in der Welt und zur „Leichten Sprache“. Vor allem aber geht es um die *Zeit*: Was ist sie, wie lässt sie sich beschreiben, wie linguistisch interpretieren und wie ist das Verhältnis von *Zeitstufen* – Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft- und *Zeitformen* – Präsens, Präteritum, Perfekt, Plusquamperfekt, Futur I und Futur II – im Deutschen? Gibt es diese drei Zeitstufen überhaupt oder hat *Augustinus* recht, der in den *Confessiones* schrieb, eigentlich gebe es lediglich das Gegenwärtige, die subjektiv erfahrene Zeit –, um am Ende resigniert festzustellen, dass er wohl wisse, was die Zeit im Grunde sei, aber das Phänomen nicht erklären könne, fragte ihn denn jemand danach.

Im zweiten Teil werden Überlegungen zu einer Vielzahl aktueller Probleme angestellt: Zeitmanagement und Zeitwohlstand, Sattelzeit, Tradition und kulturelles Gedächtnis, Macht und Ohnmacht der Vernunft, Vom Missbrauch der Aufklärung, Wahn und Erkenntnis, Eristische Dialektik, Glauben und Wissen, Manichäisches Denken der Jetztzeit, Menschen und Seuchen, Körperliche Unversehrtheit und die Freiheit des Anderen: Die Essays versuchen Antworten zu formulieren auf drängende Probleme des „Zeitgeistes“, also einer Zeit, der Geist und Vernunft in wachsendem Maße abhandengekommen sind. Gerade in Zeiten der Pandemie wird deutlich, wie Meinung und wissenschaftlich begründetes Urteil in der Öffentlichkeit kaum mehr unterschieden werden und die aufklärerische Forderung Immanuel Kants, sich seines Verstandes ohne Anleitung durch einen anderen zu bedienen, missachtet wird. An die Stelle der Vernunft treten in wachsendem Maße Verschwörungsmythen, Heilsepisteln und Untergangsszenarien. Der Grundsatz, sich selbstständig und frei seines Verstandes zu bedienen und, daraus folgend, vernünftig im Sinne der Gesellschaft zu agieren, wird als elitäre Irreführung denunziert.

Im dritten Teil versammelt der Autor Worte des Abschieds an Zeitgenossen und Freunde, die in seinem Leben eine wichtige Rolle gespielt haben: Max Colpet, Hans Mayer, Giwi Margwelaschwili, Günter Grass, Margot Hielscher, Stefan Heym, Herbert Reinecker und Barbara Sandig. Sie erinnern an eine Epoche, die vergangen ist.

Der Verfasser präsentiert Essays aus mehreren Jahren: ausgehend von der Sprachwissenschaft und dem Deutschen als Fremdsprache, gelangt er zu Reflexionen zur neueren Geschichte Deutschlands und der Welt. Zum Teil sind die Texte bereits publiziert, ein anderer Teil erscheint hier erstmalig. Sie dokumentieren insgesamt einen Denkprozess, der am Beginn der Zwanzigerjahre des neuen Jahrtausends an ein vorläufiges Ende gelangt ist.

Herrsching, im Frühjahr 2022

SPRACHE

Und als ich die deutsche Sprache vernahm, Da ward mir seltsam zumute ...

Und als ich die deutsche Sprache vernahm,
Da ward mir seltsam zumute;
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz
Recht angenehm verblute.

Ein kleines Harfenmädchen sang.
Sie sang mit wahren Gefühle
Und falscher Stimme, doch ward ich sehr
Gerühret von ihrem Spiele ...

So reimt der Dichter in wechselnden drei- und vierfüßigen Jamben in Caput I des Poems *Deutschland – Ein Wintermärchen*. Heinrich Heine also; im Paris des Januar 1844 schreibt er, zurückgekehrt in das französische Exil, das große Gedicht, berichtend von seiner Reise „im traurigen Monat November“ des Vorjahres zu seiner Mutter und zum Verleger *Campe* nach Hamburg. Es geht um sein Verhältnis zum deutschen Vaterlande, um den Rhein, an dessen Gestade – in Düsseldorf – er 1797 geboren wurde; es geht weiter um seine deutschen und französischen Landsleute und, vor allem, um die Sprache. Genauer: die *deutsche* Sprache. Wie man in den Nachfolgestaaten des *Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation* – ein doppelter Widerspruch – sein *Wintermärchen* aufnehmen würde, war ihm bewusst. „Du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst.“

So tönte es alsbald in der Tat keineswegs nur an den Stammtischen. Heines Wechsel vom jüdischen Glauben zur christlichen Taufe im Juni 1825 hatte nichts bewirkt. Für die Mehrzahl der Deutschen blieb er Jude. Der Vorwurf des Vaterlandsverrätters kam jetzt hinzu. Geradezu flehentlich mutet daher sein Geständnis im Vorwort des *Wintermärchens* an:

„Pflanzt die schwarz-rot-goldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebenso sehr, wie ihr ...“

Es half nichts; sein Bekenntnis zum deutschen Vaterlande wurde ihm nicht abgenommen. Übrigens: Heute ist die Situation nicht viel besser. Heinrich Heine bleibt die *offene Wunde* des deutschen Geisteslebens. Am Ende des vergangenen Jahrhunderts gelang es erst im dritten Anlauf, der Universität seiner Geburtsstadt seinen Namen zu verleihen. Zweimal zuvor verweigerte eine professoral beherrschte Senatsmehrheit den Ehrentitel mit fadenscheinigen Begründungen.

Die deutsche Sprache also ist das Thema, jene also, die Heine wie wenige sonst liebte und zugleich prägte. Im ersten Vers stehen gleich zwei Wörter, die manchem Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts einigermaßen Kopfzerbrechen bereiten dürften: „ward“ und „seltsam“. Wer weiß heute schon noch, dass *ward* die alte unregelmäßige Präteritumsform von *werden*, heute *wurde*, ist? Und wer vermag die Teile die Teile des *höchst merkwürdigen* Wortes (Jakob Grimm) *seltsam* zu erklären samt dem Bedeutungswandel seit dem Mittelhochdeutschen: nämlich *selten*, also nicht oft/häufig, und *-sam*: abgeleitet vom Verbum *sehen*, und damit auf, zumeist ältere, Personen bezogen, die die Wirklichkeit (oft) nicht mehr richtig sehen, daher (Bedeutungseinengung) *auffällig* sind, auch *sonderbar*, manchmal sogar *unheimlich*.

Wer weiß das heute schon noch? Eher hört man die Frage: „Muss ich das überhaupt wissen?“ Die Welt sei ohnehin komplex und mithin kompliziert genug: Warum müsse man dann auch die Herkunft der Wörter kennen, ihre Etymologie?

Heine wusste all das noch, und wer heute Heine liest – und ich hoffe, dass dieser große Lyriker noch immer und auch in der Zukunft gelesen wird –, sollte es ebenso wissen, sonst missversteht er den Dichter.

Heine konvertierte zum Protestantismus, weil er im Staatsdienst Hochschullehrer werden wollte, was Juden untersagt war. Diese Entscheidung quälte ihn zeitlebens; die Taufe hatte ihn erniedrigt und im Innersten verletzt. In seiner Brust lebten zwei Seelen: das Deutsche und das Jüdische. Vom Deutschen schreibt er 1824:

„... ich weiß nur zu gut, daß mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebenslement nicht heraus kann und daß ich – um das Fischgleichnis beizubehalten – zum Stockfisch vertrocknen muß, wenn ich ... aus dem Wasser des Deutschtümlichen herausspringe.“

Doch in der gleichen Zeit bekennt er auch in einem Brief an einen Freund:

„Alles, was deutsch ist, ist mir zuwider; und du bist leider ein Deutscher. Alles Deutsche wirkt auf mich wie Brechpulver. Die deutsche Sprache zerreißt meine Ohren. Die eigenen Gedichte ekeln mich zuweilen an, wenn ich sehe, daß sie auf deutsch geschrieben sind. Sogar das Schreiben dieses Billetts wird mir sauer, weil die deutschen Schriftzüge schmerzhaft auf meine Nerven wirken ... Je quitterai l'Allemagne, je passerai en Arabie ...“.

Das passt scheinbar nicht zusammen, freilich nur scheinbar, also nicht wirklich. Heine hat beständig mit den nach dem Wiener Kongress 1815 immer reaktionärer werdenden Staaten diesseits des Rheins gerungen, die *Teutomanie* der Spießbürger verdammt und die Bücherverbrennungen auf dem Wartburgfest 1817 – darunter der *Code Napoléon*, der den Juden für einige Jahre bürgerliche Rechtsgleichheit verschafft hatte – verurteilt. Jenes Wartburgfest, das heute völlig zu Unrecht als die Geburtsstätte der deutschen Demokratie gefeiert wird, wie wir es im Jahre 2017 – zum 500. Jubiläum des Thesenanschlags *Martin Luthers* – erlebt haben.

In Heines dramatischem Frühwerk *Almansor* aus dem Jahre 1820 sagt *Hasan* zur Bücherverbrennung in Granada: „Das war ein Vorspiel nur, dort wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen“. Wohlge­merkt: Verbrannt wurde dort der Koran, und zwar von Christen. Wer immer also am 10. Mai jedes Jahres die Bücherverbrennung durch die Nazis im Jahre 1933 geißelt, sollte diesen historischen Hintergrund kennen. Manches an aktuell modischen Verunglimpfungen des Islams und der Muslime würde sich dann erübrigen.

Immer aber geht es Heine um die Sprache, genauer: um seine deutsche Muttersprache, die die Linguisten heute eine *Erstsprache* nennen. Mit ihr ringt

er, nur sie liebt er und höhnt sie im gleichen Atemzuge, eben *seltsam*, also *sonderbar*, *berührend*, mitunter auch *unheimlich*. Das Französische hingegen spielt auch in den Jahren des Exils bis zu Heines Tod 1856 in Paris nie diese zentrale Rolle; es ist *organon*, also Werkzeug, hat lediglich *instrumentale*, also Sachverhalte vermittelnde Funktion. Die deutsche Sprache verfügt, im Gegensatz dazu, über zwei weit über das instrumentale hinausreichende Funktionen: die *identitätsstiftende* und die *poetische* Funktion, also Gefühle und Emotionen bergend und vermittelnd.

Diese, im Übrigen allen *natürlichen* Sprachen innewohnenden, Eigenschaften unterscheiden eben sie – das Englische, das Russische, das Hindi, das Suaheli, das Aymara, das Tlingit und andere – von den *Kunstsprachen*, also dem Esperanto und anderen Laborsprachen, sowie den *Computersprachen*, von denen ihre Befürworter uns weismachen wollen, sie kämen in absehbarer Zeit den Qualitäten natürlicher Sprachen gleich und überträfen diese sogar an Genauigkeit und Schönheit des Ausdrucks. Ich halte das für Scharlatanerie und durch nichts wissenschaftlich bewiesen – ebenso wie die Behauptung, Computersysteme stellen bereits in naher Zukunft die Leistungen des menschlichen Gehirns in den Schatten. Entsprechende kühne Prognosen während der vergangenen Jahrzehnte haben sich zwischenzeitlich als Luftschlösser und wirklichkeitsferne Wolkenschieberei erwiesen. Ihre Protagonisten verfolgten damit in Wahrheit einzig das Ziel, Forschungsmittel in erheblichem Umfang zu erhalten. Die Zunft schweigt heute eher betreten und leckt ihre selbst verursachten Wunden.

Einer, der Reichtum und Vielfalt natürlicher Sprachen in der Vergangenheit am deutlichsten erkannt hatte, war *Wilhelm von Humboldt*, der bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts bekannte: „Ich genieße alles dankbar, was von außen kommt.“ An Freund *Carl Gustav von Brinckmann* schreibt er aus Rom im Jahre 1803:

„Mein Sprachstudium betreibe ich hartnäckiger als je, und es reiht sich vortrefflich an all jene Ideen an. Der innere geheimnisvoll wunderbare Zusammenhang aller Sprachen, vor allem aber der hohe Genuß, mit jeder neuen Sprache in ein neues Gedanken- und Empfindungssystem einzugehen, ziehen mich unendlich an.“

Humboldt betont also das allen natürlichen Sprachen Verbindende, nämlich Brücken zwischen Völkern und Kulturen zu bauen, unterstreicht freilich zugleich ihre Verschiedenheit, nämlich die sich in jeder Einzelsprache artikulierende *Weltansicht*. Er erklärt in seiner Rede vor der Akademie:

„Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens, und des Wortes voneinander leuchtet es klar ein, daß die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund, und der letzte Zweck der Sprachuntersuchung enthalten.“

Erin Studium fremder Sprachen sollte sich mithin nicht auf das Morphologisch-Syntaktische konzentrieren – also die Flexion der Verben, Nomina und Adjektive, auf Konjunktionen, Präpositionen und Adverbien, auf Haupt- und Nebensätze –, sondern auf die in und hinter der Sprache zu erforschende Weltansicht: das jeder Einzelsprache je eigene Verständnis von Zeit und Raum, jene in jeder Sprache erkennbaren Mentalitätsunterschiede sowie Lern- und Lehrgeohnheiten, darüber hinaus das Gemeinte und Mitbedeutete. Eine Grammatik, die genau dieses tut, bleibt nicht an der Oberfläche der Strukturen – der *Ausdrucksseite* also – stehen, sondern dringt zum Wesentlichen vor, nämlich dem kulturspezifischen Gebrauch jeder Sprache. Ich habe einer so verstandenen Grammatik vor Jahren den Namen *Kulturkontrastive Grammatik* gegeben und sehe mit Freude, dass in einigen Teilen der Welt, zumal in Südostasien, dieser Ansatz weiterentwickelt wird. Sprache als wichtigster Teil jeder Kultur verbindet dergestalt *Eigenkulturelles* mit *Fremdkulturellem* und somit Menschen unterschiedlicher Kulturen. Das ist heute angesichts wachsender Konflikte in einer globalisierten Welt wichtiger denn je, genauer: unverzichtbar.

Mehrsprachigkeit also ist das Gebot der Stunde und damit der frühe Erwerb einer oder zweier fremder Sprachen, beruflich, häufig auch privat, wenn das Gehirn noch in vollem Umfang aufnahmefähig ist. Mehrere Sprachen sind schon aus rein praktischen Gründen sinnvoll: Wer heute oder in Zukunft vorankommen will, muss mehrere Sprachen beherrschen, mindestens drei, die

Muttersprache eingeschlossen. Hier hinken wir Deutschen, die wir uns so gern als polyglotte Wesen begreifen, gewaltig vielen Menschen im Süden – Afrika, Asien, Lateinamerika – hinterdrein. Ich habe hier an der alma mater Saravien-sis zahlreiche junge afrikanische und asiatische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen promoviert und habilitiert, die in drei Sprachen forschten und publizierten, aber daneben noch zwei weitere Sprachen in Rede und Schrift meisterten. Mehrsprachigkeit statt der weltweiten Dominanz einer einzigen, mithin der englischen, Sprache muss der Regelfall kommender Generationen sein: gerade so, wie hier am Institut für Deutsch als Fremd- und Zweitsprache praktiziert. *Einsprachigkeit* hingegen ist heilbar, also eine Krankheit!

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und das Vereinigte Königreich von Großbritannien hingegen erfahren den Fluch einer sogenannten Weltsprache. Immer weniger Menschen lernen dort irgendeine fremde Sprache. Mit der Vertreibung der Fremdsprachen aus Schule, Hochschule und Gesellschaft verlieren die Menschen dort ihre eigentliche Grundlage, werden provinziell und verarmen geistig. Unser Nachbarland Frankreich ist beklagenswerter Weise gerade dabei, der deutschen, aber auch der lateinischen, Sprache den Garaus zu machen, weil eine, höflich formuliert: überforderte und ideologisch fehlgeleitete, Administration der irrigen Auffassung ist, hier handele es sich um Sprachen atavistischer Eliten, die nicht mehr gebraucht würden. Stattdessen fordert man eine Migranten-sprache, nämlich das maghrebinische Arabisch, um damit vermeintlich der großen Minderheit aus Nordafrika den Einstieg in die französische Gesellschaft zu erleichtern. Wie lächerlich und polemisch ist es eigentlich, eine Sprache gegen eine andere auszuspielen! Gebraucht werden hingegen die deutsche *und* die arabische Sprache und obendrein das Lateinische für besondere berufliche Herausforderungen wie eine Universitätskarriere in den Philologien und der Theologie, partiell auch für angehende Mediziner und Pharmazeuten. Deshalb gehört es sich auch, dass sie im Sprachenkanon der Schulen und Hochschulen angeboten werden: Latein übrigens keineswegs, weil man damit – wie eine seit Jahrhunderten gepflegte Legende behauptet – logisches Denken lerne (das Lateinische ist so „unlogisch“ wie nahezu alle Sprachen, vom Standpunkt der reinen Logik betrachtet), sondern weil mit dieser und, noch besser, der griechischen Sprache unser kulturelles Erbe am nachhaltigsten vermittelt werden kann, was in der heutigen geschichtslosen Gesellschaft von hohem Nutzen wäre.

Der *Sprachenrat Saar*, den zu leiten ich mehrere Jahre die Ehre hatte, setzt sich seit Jahren für die Förderung der Nachbarsprache Französisch im Saarland ein und hofft, darüber hinaus, dass seine Partner in Lothringen und in Luxemburg ein Gleiches mit dem Deutschen tun. Trotz mancher Erfolge steht es nicht gut um die Sache der lebendigen Zweisprachigkeit: Zu wenige Bürger engagieren sich und die Politik belässt es allzu häufig bei Lippenbekenntnissen: In dreißig Jahren, also im Grunde am Sankt-Nimmerleinstag, soll das Französische hierzulande den Rang einer Zweitsprache genießen! Warum nicht morgen oder zumindest übermorgen? Der Druck auf die Landesregierung muss erhöht werden!

Doch wer Fremdsprachen fördern will, muss bei der eigenen Sprache beginnen, wir also bei der unseren. Damit sieht es nicht gut aus; ihre Geringschätzung ist landesweit hoffähig geworden. In Medien, Politikerreden, aber auch in den Wissenschaften und im privaten Gespräch bedient man sich gern des vermeintlich Weltoffenheit signalisierenden angelsächsischen Idioms, freilich zumeist höchst fehlerhaft. Anglistische Kollegen klagten mir, bereits vor Jahren, ihr Leid, das die Weltsprache Englisch ihnen bereite: Mehr als 70 % der „user“ im Internet oder auf Kongressen seien keine Muttersprachler und verunzten das Englische in erschreckendem Maße. Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) fördern, vollkommen unsinnig, Forschungen und Vorlesungen in englischer Sprache. In manchen Lehrveranstaltungen wurde ich in den zurückliegenden Jahren Zeuge von Vorträgen in englischer Sprache oder Diskussionen auf derart bescheidenem intellektuellen Niveau und voller grammatischer Fehler, dass es einem Muttersprachler übel aufgestoßen wäre.

Pflege und sorgsamer Umgang mit der deutschen Sprache sind alles andere denn Provinzialismus, sondern Ausdruck des Bewusstseins, dass es sich hier um ein wertvolles Gut und eine *Kultursprache* handelt. Leider hat auch hier der Prozess der *Bologna-Reform* Schaden angerichtet: Für Sprachpflege und Sprachreflexion bleibt in den völlig verschulten Kursen nur wenig Platz. Die Universität ist seither zu einer Massenabfertigungsstätte verkommen. Wenn alle studieren, studiert keiner mehr (richtig). Verschulung der Kurse und Niveauabsenkung geschehen Hand in Hand und gehen eine unheilige Allianz zu Lasten heutiger und zukünftiger Studentengenerationen ein.

Die Geisteswissenschaften trifft es besonders hart. Etatkürzungen, Umwidmung und Streichen von Professuren, übervolle Hörsäle, Vernachlässigung der Lehre zugunsten einer zweifelhaften „Exzellenzforschung“ – weil die Lehre an der Hochschule nichts „einbringt“, wohl aber internationale „Vernetzung“ –, Drittmittelinwerbung, enge Kontakte zur finanziell potenten Wirtschaft, was die Abhängigkeit und Manipulierbarkeit erhöht, und schließlich eine Höchstzahl von Publikationen, was die Gefahr des Plagiats befördert. Welche Idiotie! Welche Hoffart, hermeneutische Wissenschaften, denen es um Textdeutung zu tun ist, nach solchen sogenannten Kriterien zu bewerten! Der Satz: „Nur was sich zählen lässt, hat Wert!“ bedeutet in Wahrheit nichts weniger als das Ende der Geisteswissenschaften.

Unsere Sparte, die Germanistik und ihre Didaktik, in Sonderheit das Deutsche als Fremd- oder Zweitsprache, hat diesen Prozess der Depravierung bereits so weit verinnerlicht, dass neue Curricula entwickelt und ernsthaft diskutiert werden, deren Ziel ein *leichtes* bzw. *einfaches Deutsch* ist. Studenten sollen danach ein allenfalls rudimentäres Deutsch lernen, befreit von *Konjunktiv*, *Passiv*, *mehrfach gegliederten Sätzen* und *analytischen Tempora* (*Futur II*, *Plusquamperfekt*), weil – so die Protagonisten – der Restbestand vollkommen zur Kommunikation innerhalb der Gesellschaft ausreiche.

„Ist es schon Wahnsinn, hat es doch Methode“, heißt es im *Hamlet*. Man möchte sich an den Kopf greifen und sich fragen, wie weit unsere Hochschulen bereits den Typus des „Bulimie-Studenten“ verinnerlicht haben, also eines Studenten, der sich ein minimales Wissen lediglich für die nächste Prüfung aneignet und sodann wieder vergisst, weil die darauffolgende Prüfung genau dies nicht abfragen darf. Man fragt sich weiterhin, wie weit die Universitäten obendrein die Humboldt'sche Forderung nach einem in *allen* Fähigkeiten ausgebildeten, kritischen und sittlich gereiften jungen Intellektuellen über Bord geworfen und damit die Antiklimax *Bildung – Ausbildung – Verbildung* (vulgo: Verblödung) verinnerlicht haben.

Es tut gut zu wissen, dass, im Frühjahr 2015, Professoren der Natur- und Geisteswissenschaften in der Wochenzeitschrift DIE ZEIT Protest erhoben haben gegen diesen Prozess der wachsenden Verschulung und geistigen Verarmung, der bei der Sprache beginnt. Sprachen sind verletzlich, verlangen Pflege und Achtsamkeit. Natürlich sind alle Sprachen einem natürlichen

Sprachwandel unterworfen und ich verwerfe jede Form von Beharrungsverlangen oder Sprachreinigung im Sinne des Franzosenfeindes und Judenhassers *Ernst Moritz Arndt* oder auch *Friedrich Ludwig Jahn*, weil damit allzu häufig nationalistische Gesinnungen einhergehen. Dennoch besteht die Gefahr, dass eine forcierte *Neusprache*, wie wir sie derzeit erleben – ich nenne unnötige *Anglizismen*, das rapide Anwachsen jener der Mehrheit der Gesellschaft unverständlichen Fachidiome sowie die dem Diktat einer beschleunigten Gesellschaft unterworfenen Schrumpfsprachen der SMS-Botschaften, Twitter- und Facebook-Informationen – die semantische wie syntaktische Kernsubstanz der deutschen Sprache beschädigen können. Ich sehe übrigens in diesen neuen Textsorten keineswegs eine neue Kultur des Schreibens, sondern eine verkürzte mündliche Rede in verschriftlichter Form, die alles ausspart, was gemeinhin der geschriebenen Sprache eigen ist: Satzbau, logische Verknüpfungen, wenig Redundanzen, vor allem aber: Schönheit stilistischer Vollkommenheit, zumindest: Angemessenheit. Die erlangt man am besten durch Lesen, also die Lektüre der besten unter unseren Dichtern. Ich nenne, lediglich stellvertretend, *Johann Wolfgang Goethe*, *Friedrich Hölderlin*, *Thomas Mann*, *Heinrich Mann*, *Rainer Maria Rilke*, *Franz Kafka*, *Hugo von Hofmannsthal*, *Ingeborg Bachmann*, *Bertolt Brecht*, *Max Frisch*, *Peter Huchel*, *Günter Grass*, *Christa Wolf* und *Sarah Kirsch*.

Goethes Idee einer einigenden *Kulturnation*, von Grass als *telum* am Ende seines Lebens aufgegriffen, mag hier Pate stehen. Das Nationale, so der Weimaraner, bestehe nicht in vaterländischer Gesinnung, territorialer Abgrenzung und Abwehr alles von außen Kommenden, sondern in einer Gemeinschaft gleicher Werte mit je spezifischen kulturellen, mithin sprachlichen, Eigenschaften. Diese Sprachen sind heute, mehr denn je aufgrund millionenfacher Migrationen, Mischsprachen, weil sie Anleihen bei anderen Sprachen aufnehmen: Kulturen sind von daher heute immer *Mischkulturen*, waren es freilich auch früher. Goethe schreibt:

„Meine Wärme gilt nicht einer politischen Nation, sondern dem Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des teutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben

vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.“

Eine zu schaffende Kulturnation, so schlussfolgert Goethe, dürfe keine staatlich – politische Fixierung in engen Grenzen sein, sondern müsse die Heterogenität seiner Bürgerinnen und Bürger in Sprachen, Sitten und Mentalitäten kreativ voranbringen und das je Besondere bestehen lassen. Wie aktuell sind solche Bekundungen gerade heute, wo in wachsendem Maße in Europa – allen voran Ungarn, Frankreich, Großbritannien, Dänemark und Polen – wieder nationalistische Kräfte ihre gestrigen Parolen skandieren und Europa zur Festung umgestalten wollen – gegen Flüchtlinge, Vertriebene und Gefolterte aus Afrika und dem Nahen Osten!

Doch ich möchte nicht schließen, ohne das Werk zu würdigen, dessen fünfter Jahrestag uns heute hier zusammengeführt hat. Vor fünf Jahren ist hier an meinem früheren Lehrstuhl, einem guten lateinisch – angelsächsischen Brauch folgend, ein Verein gegründet worden, der Ehemalige und derzeit Studierende zusammenführen, einen regen Gedankenaustausch und Beratung pflegen sowie die Disziplin des Deutschen als Fremd- und Zweitsprache lebendig erhalten soll. Dies ist, mit viel Arbeitsaufwand, Disziplin, aber auch Freude geschehen. Die Bindungen und Verbindungen gehen von hier in Saarbrücken in alle Welt und beweisen, wie jung und lebendig unser Fach ist. Mancher möchte vielleicht einwenden, dass fünf Jahre eine vergleichsweise kurze Zeit sind und die wahre Belastungsprobe eines Vereins erst nach zehn oder zwanzig Jahren ansteht. Wenn ich aber die personellen und sachlichen Veränderungen hier im Verein ansehe, so grenzt es an ein Wunder, dass wir heute hier zusammengelernt worden sind! So soll es auch in Zukunft sein, ich wünsche weiter steigende Mitgliederzahlen und viele fruchtbare Kontakte und Projekte.

Tradition heißt nicht, die Asche bewahren, sondern das Feuer schüren! In diesem Sinne wünsche ich dem Alumni-Verein und seinen Mitgliedern weiter erfolgreiche Jahre!

(„Gedanken über die deutsche und andere Sprachen“. Festvortrag zum fünften Jahrestag der Gründung des Alumni-Vereins am Lehrstuhl Deutsch als Fremd- und Zweitsprache der Universität des Saarlandes am 26.6.2015)

Sprache und Sprachen: Sprachenvielfalt, Sprache und Denken, Sprachreinigung

Europa ist *der* Kontinent der Sprachenvielfalt. Zumindest theoretisch, denn sie ist bedroht. Es zeichnet sich täglich deutlicher ab, dass die *einigende* Sprache der Antike und des Mittelalters, das Latein, nunmehr ersetzt werden soll durch die neue Einheitssprache, das Englische. Auf Konferenzen, in der Politik, in den Medien und Bildungseinrichtungen wird zunehmend Englisch gesprochen: zu- meist schlecht. Eltern schicken ihre Kinder in englischsprachige Schulen oder gleich auf die britische Insel, weil sie der – unbewiesenen – Überzeugung sind, damit die berufliche Entwicklung der Sprösslinge zu fördern. Entsprechend verfahren immer mehr Eltern von Migrantenkindern: Wozu noch Deutsch lernen? Stattdessen Englisch von Anbeginn an, lautet das Gebot der Stunde!

Die Sprache Europas sei hingegen die *Übersetzung*, hat mir Umberto Eco einmal gesagt. Das ist richtig und problematisch zugleich. Richtig daran ist, dass dadurch keineswegs nur Europas Bürger in den Genuss überaus vielfältiger schöner Literatur und ganz unterschiedlicher wissenschaftlicher Publikationen gelangen. Zuvörderst die Deutschen: In keine andere Sprache wird so viel übersetzt wie in das Deutsche. Umgekehrt ist freilich eher Fehlanzeige zu konstatieren: Immer weniger deutschsprachige Literatur wird noch übersetzt und am wenigsten in das Englische. Das liegt, zugegeben, an der Qualität mancher deutschsprachigen Werke, vor allem aber an der Spracharroganz der Angelsachsen. Sie kennen nur eine Sprache, nämlich das Englische, und erwarten gediegene Kenntnisse derselben bei allen anderen Menschen auf dem Globus. Entsprechend verzeichnen die Quellen und Literaturverzeichnisse wissenschaftlicher Werke im angelsächsischen Raum nahezu ausschließlich englischsprachige Werke. Sie haben das Siegelwort der Vereinigten Staaten von Amerika – *e pluribus unum* –, also: *aus mehreren eines*, in radikaler Weise aufgegriffen. Im Gegensatz dazu sollte der europäische Leitgedanke lauten: *in pluribus unum*, also *in mehreren eines*. Oder anders: Einheit in der Vielfalt.

Problematisch an Ecos Satz aber ist, dass er dem Grundgedanken der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts fundamental widerspricht. Humboldt: „Ihre (der Sprachen) Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine der Weltansichten selbst“. Anders ausgedrückt: Sprachen bildeten keineswegs lediglich die Wirklichkeit ab, weil diese sowie Gedanken und Begriffe zuvor bereits gedacht worden seien: ohne Sprache. Umgekehrt würde ein Schuh daraus: Sprachen bildeten Wirklichkeit; unterschiedliche Sprachen formten je eigene Realitäten, genauer: Weltansichten. Ergo, so Humboldt, sei jede Übersetzung im Grunde ein Unding, weil sie die jeweilige Weltansicht der Ausgangssprache unreflektiert und unkritisch in die Zielsprache übertrage. Übersetzungen seien mithin Fälschungen, mindestens aber Vermischungen, besser: Verunklarungen. Humboldt schrieb 1816 in der Einleitung seiner Übersetzung der Tragödie „Agamemnon“ des Aischylos: „Ein solches Gedicht ist, seiner eigenthümlichen Natur nach, und in einem noch viel andren Sinn, als es sich überhaupt von allen Werken großer Originalität sagen lässt, unübersetzbar. Man hat schon öfter bemerkt, und die Untersuchung sowohl, als auch die Erfahrung bestätigen es, dass, so wie man von den Ausdrücken absieht, die bloss körperliche Gegenstände bezeichnen, kein Wort Einer Sprache vollkommen einem in einer andren Sprache gleich ist.“

Und doch braucht es Übersetzungen, freilich eher *Neuschöpfungen*. Texte also, die dem Lesenden *vertraut* und zugleich *fremd* sind: vertraut, weil in seiner Muttersprache verfasst, und fremd, weil eine andere Sicht auf scheinbar Gleiches vermittelnd. Eine Übersetzung des Wortes „la forêt“ aus dem kammerunischen Französischen im Deutschen lautet korrekt „Regenwald“, vulgo „Urwald“. Unter „Wald“ verstünde der Deutsche einen vertrauten Mischwald.

Noch deutlicher wird diese Diskrepanz zwischen Kulturen, die vollkommen divergente Vorstellungen von Zeit und Raum haben. Wie sollen archaische orale Kulturen mit einem zirkulären Zeitverständnis, also etwa die indigenen Völker der Navajo oder der Maja, Texte aus einer völlig alphabetisierten Schriftkultur – beginnend bei den Hebräern etwa um 1250 v. u. Z. mit einem linearen Zeitverständnis samt der Trias von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – verstehen? Der indigene Mensch kennt das nicht: Wichtig ist ihm einzig der Moment: die Gegenwart, der er Dauer verleihen möchte.

Oralität und Wiederkehr des ewig Gleichen, also Zirkularität, gehören mithin ebenso zusammen wie Literalität und Linearität. Der selbst bestimmte Mensch tritt mit der Schrift gegen die mündlich überlieferten allmächtigen Mythen an und löscht zugleich nicht-alphabetisierte Kulturen aus (Abram 2021). Die Geschichte der Eroberungen seit dreitausend Jahren menschlicher Geschichte ist ein bedrückender Beweis dessen. In Zeiten, da zunehmend über Restitution erbeuteter Kulturgüter und Rettung teilweise vernichteter und ausgestorbener Sprachen (Linguozid) nachgedacht wird, ist dies ein nicht zu unterschätzendes Problem.

Ähnlich der Raum: In alten andinischen Kulturen zeigt der Mann, wenn es um die Vergangenheit geht, nach vorn, denn die kennt er. Geht es hingegen um die Zukunft, weist er nach hinten: Sie ist unbekannt. Lokaladverbien als Übersetzungsproblem!

Am besten freilich bleibt, so viele Sprachen wie möglich zu lernen.

Wer freilich kann schon Texte in mehr als drei Sprachen lesen, sich darin mündlich oder schriftlich korrekt ausdrücken? Die Mehrsprachigkeit, einstmals als Bildungsziel gefordert, geht weltweit dramatisch zurück: zugunsten des Englischen. Genauer: der Varianten des Englischen. Englisch gebe es, so zahlreiche Anglisten, nur noch im Plural: Chinese English, Indian English, Caribbean English, African English. Segen und Fluch der Weltsprache Englisch lägen nahe beieinander. Muttersprachler des Englischen beklagen zu Recht, dass die überwiegende Mehrzahl der Englisch Sprechenden nur noch ein rudimentäres Englisch beherrsche, also Pidgin spreche und, wenn alphabetisiert, schreibe.

Sprache und Denken

An der Wiege des Abendlandes stehen die Vorsokratiker und Platon. Im Dialog *Kratylos* geht es um das Verhältnis von Sprache und Denken: Zunächst werden zwei Funktionen natürlicher Sprachen genannt: das *kommunikative* (das Gespräch ermöglichende) und das *kognitive* (das Sein erkennende) Werkzeug (*organon*): „Das Wort ist also belehrendes Werkzeug und ein das Wesen unterscheidendes und sonderndes, wie die Weberlade das Gewebe sondert“.

(Kratylos 388c). Da sich die Protagonisten *Kratylos* und *Hermogenes* nicht einigen können, ob diese Funktionen nun allen Lexemen zukämen oder ob nur bestimmte Wörter Erkenntnis beförderten, schlägt Sokrates, um sie vollkommen zu verwirren, vor, es wäre besser, die Welt – Realien und Gedanken – *ohne* die zumindest mit Mängeln behaftete Sprache zu denken, also das Wesen der Dinge direkt und nicht über die Vermittlung durch die Sprache zu erkennen: „Wenn man also zwar auch wirklich die Dinge durch die Wörter kann kennenlernen, man kann es aber auch durch sie selbst, welches wäre wohl dann die schönere und sicherere Art, zur Erkenntnis zu gelangen? Aus dem Bilde erst dieses selbst kennenzulernen, ob es gut gearbeitet ist, und dann auch das Wesen selbst, dessen Bild es war, oder aus dem Wesen erst dieses selbst und dann auch sein Bild, ob es ihm angemessen gearbeitet ist?“ (Kratylos 439 a).

Aristoteles stimmt Sokrates zu, einhundert Jahre später: Sprache diene lediglich der Kommunikation, mündlich oder schriftlich, und sei entsprechend einzelsprachlich unterschiedlich. Sprache wird zu *Sprachen*. Sie unterschieden sich in Lauten. Mit dem Denken, also der Erkenntnis, habe das nichts zu tun. Denken sei universell, übereinzelsprachlich.

Diese Missachtung der Sprache(n) hat ihren Ursprung natürlich im Widerstand gegen die *Sophisten*, die Wortverdreher. Für das Abendland freilich hatte sie Folgen, bis heute. Über Jahrhunderte hinweg wurden Sprachen „gereinigt“, um ihre vermeintlichen Unklarheiten und Zweideutigkeiten, zumal im Falle von Synonymen, zu beseitigen und der Klarheit des Verstandes zum Durchbruch zu verhelfen. Immer wieder wurde versucht, mit nichtsprachlichen Mitteln – Zeichensprachen, logische Formelsprachen, Graphen – Sprachen zu größerer Eindeutigkeit zu verhelfen: so die Zeichensysteme der symbolischen Logik im *Wiener Kreis* (Rudolf Carnap), der linguistische Strukturalismus zumal der *Kopenhagener Schule* (Louis Hjelmslev) und die Baumgraphen der *Generativen Grammatik* (Noam Chomsky). Natürliche Sprachen sollten den Gesetzen der Mathematik und der Formalen Logik genügen: Bedeutung und Gebrauch der Sprache sollten ausgeklammert bleiben und das Labor die Alltagssprache ersetzen.

Diese Ansätze und Theorien waren allesamt einseitig ausdrucks-sprachlich-syntaktisch und verfehlten vollkommen das Ziel, die *Semantik* (Bedeutung) und *Pragmatik* (Gebrauch) natürlicher Sprachen – mithin das Verhält-